

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Erdrich, Louise
Spuren

Roman

Aus dem Englischen von Barbara von Bechtolsheim und Helga Pfetsch

© Suhrkamp Verlag
suhkamp taschenbuch 4227
978-3-518-46227-0

suhrkamp taschenbuch 4227

Argus, North Dakota, zwischen 1912 und 1924. Die Pillagers, Kashpaws, Lazarres, Nachkommen der Chippewa-Indianer, versuchen zu verteidigen, was ihnen an Land noch übriggeblieben ist. Zu lange haben sie zugeschaut, wie die Regierung ihnen den Boden schrittweise unter den Füßen weggezogen hat. Was übrigbleibt, sind Spielsucht, Alkohol, Heimatlosigkeit und Tod. »Unser Sterben begann vor dem Schneefall, und wie der Schnee fielen wir immer weiter. Es war erstaunlich, daß noch so viele übrig waren zum Sterben.« Eine, die es überlebt hat, ist die schöne, zaubermächtige Fleur Pillager, von den Männern geliebt, von den Frauen eifersüchtig verfolgt. Ob ihre Kräfte reichen, um den Wald, Ort der Lebenden und der Toten, vor der Rodung zu retten?

Wie schon in *Liebeszauber* und *Die Rübenkönigin*: Louise Erdrich entfaltet ein vielstimmiges Generationenporträt und erzählt vom Wandel der Zeit in Argus, North Dakota.

Louise Erdrich, 1954 als Tochter einer Indianerin und eines Deutschamerikaners geboren, wuchs in North Dakota auf. Die Besitzerin eines unabhängigen Buchladens lebt in Minneapolis, Minnesota. Ihre Bücher erscheinen im Suhrkamp Verlag. Zuletzt erschienen die Romane *Solange du lebst* (st 4167) und *Schattenfangen* (2011).

Louise Erdrich
Spuren
Roman

Aus dem Amerikanischen von
Barbara Bechtolsheim
und Helga Pfetsch

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Track
Henry Holt and Company, New York
Deutschsprachige Erstveröffentlichung 1990
bei Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Barbara von Bechtolsheim übersetzte die Stimme von Nanapush
(Kapitel 1, 3, 5, 7 und 9),
Helga Pfetsch die Stimme von Pauline
(Kapitel 2, 4, 6 und 8)

Umschlagfotos: Eberhard Grames

suhrkamp taschenbuch 4227
Erste Auflage 2011
Copyright © 1988 by Louise Erdrich
All rights reserved
© Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46227-0

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Spuren

Winter 1912
Manitou-geezisohns
Kleine Geistersonne

Nanapush

Unser Sterben begann vor dem Schneefall, und wie der Schnee fielen wir immer weiter. Es war erstaunlich, daß noch so viele von uns übrig waren zum Sterben. Denen, die bisher alles überlebt hatten – das Fleckfieber aus dem Süden, unseren langen Kampf gen Westen um Nadouissioux-Gebiet, wo wir den Vertrag unterzeichneten, und dann den Wind aus dem Osten, der mit einem Wirbel von Regierungspapieren das Exil brachte: denen, die alles überlebt hatten, mußte das, was im Jahr 1912 von Norden hereinbrach, unfafßbar erscheinen.

Das Unheil, so dachten wir, mußte seine Kraft doch nun verausgabt, die Krankheit mußte so viele Anishinabe gefordert haben, wie die Erde nur aufnehmen und behausen konnte.

Aber die Erde ist grenzenlos, genau wie das Glück und wie früher unser Volk. Meine Enkelin, du bist das Kind der Unsichtbaren, derer, die verschwanden, als mit den bitteren Strapazen des frühen Winters eine neue Krankheit herunterfegte. Schwindsucht nannte sie der junge Pater Damien, der in jenem Jahr zu uns kam, um den Priester zu ersetzen, der derselben verheerenden Krankheit erlegen war wie seine

Gemeinde. Diese Krankheit war anders als die Pocken und das Fieber, denn sie kam langsam daher. Das Ergebnis, allerdings, war genauso endgültig. Ganze Familien aus deiner Verwandtschaft lagen krank und hilflos von ihr umgeblasen. Im Reservat, wo wir dicht zusammengedrängt waren, schwanden die Clans dahin. Unser Stamm löste sich auf wie ein grobes Seil, das an beiden Enden ausfranst, da jung und alt dahingerafft wurden. Meine eigene Familie wurde einer nach dem anderen ausgelöscht und hinterließ nur Nanapush. Und danach, obwohl ich erst fünfzig Winter gelebt hatte, galt ich als alter Mann. Ich hatte genug gesehen, um einer zu sein. In den Jahren, die ich erlebt hatte, sah ich mehr Veränderungen als in hundert und nochmals hundert Jahren vorher.

Mein Mädchen, ich habe Zeiten vorbeiziehen sehen, die du nie mehr erleben wirst.

Ich habe die letzte Büffeljagd angeführt. Ich habe gesehen, wie der letzte Bär geschossen wurde. Ich habe den letzten Biber mit einem über zweijährigen Pelz gefangen. Ich habe die Worte des Regierungsvertrages laut gesprochen und mich geweigert, die schriftliche Vereinbarung zu unterschreiben, die uns unsere Wälder und den See wegnehmen sollten. Ich habe die letzte Birke gefällt, die älter war als ich, und ich habe die letzte Pillager gerettet. Fleur, die du nicht Mutter nennen willst.

Eines kalten Nachmittags im Spätwinter haben wir sie gefunden, draußen in der Hütte deiner Familie in der Nähe des Matchimanito-Sees; mein Begleiter, Edgar Pukwan von der Stammespolizei, hatte Angst, dort hinzugehen. Um das Wasser herum standen die höchsten Eichen, Wälder, die von Geistern bewohnt und von den Pillagers durchstreift wurden, die die Geheimnisse des Heilens und des

Tötens kannten, bis ihre Kunst sie im Stich ließ. Als wir unseren Schlitten auf die Lichtung zogen, sahen wir zwei Dinge: den rauchlosen Blechkamin, der von dem Dach aufragte, und das leere Loch in der Tür, wo die Schnur nach innen gezogen war. Pukwan wollte nicht hineingehen, weil er Angst hatte, die Geister der unbegrabenen Pillager könnten ihm an die Kehle gehen und ihn zum Wahnsinn treiben. Also mußte ich die dünngeschabte Haut, die ein Fenster bildete, durchstoßen. Ich ließ mich in die stinkende Stille hinab, auf den Boden. Und ich fand den alten Mann und die Frau, deine Großeltern, den kleinen Bruder und zwei Schwestern, eiskalt und in graue Pferdedecken gewickelt, die Gesichter nach Westen gewendet.

Bekommen und durch ihre stummen Gestalten selbst still geworden, berührte ich jedes Bündel in der düsteren Hütte und wünschte jedem Geist eine gute Reise auf der Dreitage-Straße, der alten Straße, die von unserem Volk in dieser tödlichen Zeit schon so ausgetreten war. Dann klopfte etwas in der Ecke. Ich stieß die Tür weit auf. Es war die älteste Tochter, Fleur, damals etwa siebzehn Jahre alt. Sie fieberte so, daß sie ihre Decken abgeworfen hatte, und jetzt kauerte sie sich gegen den kalten Holzofen, zitternd und mit großen Augen. Sie war wild wie ein heruntergekommener Wolf, ein großes, hageres Mädchen, deren plötzlich ausbrechende Kraft und hervorgestoßenes Gefauche den lauschenden Pukwan in Angst und Schrecken versetzte. Also war wieder ich es, der sich abmühte, um sie an den Vorratssäcken und Schlittenbrettern festzubinden. Ich wickelte weitere Decken um sie und band auch diese fest.

Pukwan hielt uns zurück, überzeugt, er müsse die Vorschriften der Agentur wortgetreu ausführen. Vorsichtig nagelte er das offizielle Quarantäneschild an, und ohne die

Toten herauszuholen, versuchte er dann, das Haus abzubrennen. Aber obgleich er immer wieder Kerosin an die Balken schüttete und sogar mit Birkenrinde und Holzspänen ein Feuer anfachte, wurden die Flammen schmal und schrumpften, erloschen in Rauchwölkchen. Pukwan fluchte und sah verzweifelt aus, hin- und hergerissen zwischen seinen offiziellen Pflichten und seiner Angst vor den Pillagers. Letztere trug dann den Sieg davon. Er ließ schließlich den Zunder fallen und half mir, Fleur den Weg entlang-zuziehen.

Und so ließen wir fünf Tote, erfroren hinter ihrer Hütentür, am Matchimanito zurück.

Manche Leute sagen, daß Pukwan und ich besser daran getan hätten, die Pillagers gleich zu begraben. Sie sagen, daß die Unruhe und der Fluch des Unheils, der unser Volk in den darauffolgenden Jahren traf, das Werk unzufriedener Geister gewesen sei. Ich weiß, was Sache ist, und habe nie Angst gehabt, die Dinge beim Namen zu nennen. Unsere Probleme kamen vom Leben, vom Alkohol und vom Dollar. Wir sind dem Regierungsköder nachgestolpert, haben nie auf den Boden geschaut und gar nicht gemerkt, wie das Land uns schrittweise unter den Füßen weggezogen wurde.

Als Edgar Pukwan dran war, den Schlitten zu ziehen, rannte er los, als jage ihn der Teufel, ließ Fleur über Schlaglöcher holpern, als sei sie ein Stück Holz, und kippte sie zweimal in den Schnee. Ich ging hinter dem Schlitten her, ermunterte Fleur mit Liedern, rief Pukwan zu, daß er auf versteckte Äste und unsichtbare abschüssige Stellen achten solle, und schließlich hatte ich sie in meiner Hütte, einem kleinen mit Lehm abgedichteten Gehäuse oberhalb der Kreuzung.

»Hilf mir«, rief ich, schnitt die Schnüre durch, gab mich gar nicht erst mit den Knoten ab. Fleur machte die Augen zu, keuchte und warf den Kopf hin und her. Sie röchelte, wenn sie nach Luft rang; sie faßte mich um den Hals. Noch geschwächt von meiner eigenen Krankheit stolperte ich, fiel, taumelte in meine Hütte, während ich das kräftige Mädchen mit mir nach drinnen zerrte. Ich hatte keine Puste mehr, Pukwan zu verfluchen, der zuschaute, aber sich weigerte, sie zu berühren, sich abwandte und mit dem ganzen Schlitten voller Vorräte verschwand. Es überraschte mich nicht, und mein Kummer war auch nicht allzu groß, als Pukwans Sohn, der auch Edgar hieß und auch zur Stammespolizei gehörte, mir später erzählte, sein Vater sei heimgekommen, ins Bett gekrochen und habe von dem Augenblick an bis zu seinem letzten Atemzug keine Nahrung mehr zu sich genommen.

Was Fleur anbelangt, so ging es ihr mit jedem Tag schrittweise besser. Zuerst wurde ihr Blick konzentriert, und in der darauffolgenden Nacht war ihre Haut kühl und feucht. Sie war klar im Kopf, und nach einer Woche erinnerte sie sich daran, was über ihre Familie hereingebrochen war, wie sie ganz plötzlich von einer Krankheit gepackt worden und ihr zum Opfer gefallen waren. Mit ihrer Erinnerung kam auch die meine zurück, nur allzu genau. Ich war nicht darauf vorbereitet, an die Menschen zu denken, die ich verloren hatte, oder von ihnen zu sprechen, doch wir taten es, vorsichtig und ohne ihre Namen dem Lufthauch preisgeben, der ihnen zu Ohren kommen würde.

Wir fürchteten, daß sie uns hören und niemals zur Ruhe kommen würden, daß sie zurückkommen könnten aus Mitleid für die Einsamkeit, die wir empfanden. Sie würden im Schnee draußen vor der Tür sitzen und warten, bis wir uns

aus Sehnsucht zu ihnen gesellen würden. Dann würden wir uns alle zusammen auf die Reise machen, und unser Ziel wäre das Dorf, wo die Leute Tag und Nacht spielen, ohne je ihr Geld zu verlieren, essen, ohne je ihren Magen zu füllen, trinken, ohne je um den Verstand zu kommen.

Der Schnee verzog sich lange genug, daß wir den Boden mit Pickeln bearbeiten konnten.

Als Stammespolizist war Pukwans Sohn per Verordnung gezwungen, bei der Beerdigung der Toten zu helfen. Also machten wir uns wieder auf den dunklen Weg zum Matchimanito, wobei diesmal der Sohn anstelle des Vaters voranging. Wir verbrachten den Tag damit, die Erde auszuheben, bis wir ein Loch hatten, das lang und tief genug war, um die Pillagers Schulter an Schulter hineinzulegen. Dann bedeckten wir sie mit Erde und bauten fünf kleine Lattenhäuser. Ich kratzte ihre Clanzeichen ein, vier schraffierte Bären und ein Marder, dann schulterte Pukwan junior die Dienstwerkzeuge und machte sich auf den Rückweg. Ich ließ mich in der Nähe der Gräber nieder.

Ich bat die Pillagers, so wie ich meine eigenen Kinder und Frauen gebeten hatte, jetzt von uns zu gehen und nie mehr zurückzukommen. Ich bot ihnen Tabak an, rauchte eine Pfeife Rotweide für den alten Mann. Ich bat sie, ihre Tochter nicht zu belästigen, nur weil sie überlebt hatte, noch mir vorzuwerfen, daß ich sie gefunden hatte, oder Pukwan junior, daß er zu früh weggegangen sei. Ich sagte ihnen, es tue mir leid, aber sie müßten uns jetzt allein lassen. Darauf beharrte ich. Aber die Pillagers waren genauso dickköpfig wie der Clan der Nanapush und ließen meine Gedanken einfach nicht los. Ich glaube, sie verfolgten mich bis nach Hause. Den ganzen Weg entlang, knapp außerhalb meines Blickfelds, zuckten sie auf, dünn wie Nadeln, die Schat-

ten durchbohren. Die Sonne war untergegangen, als ich zurückkam, aber Fleur war wach und saß im Dunkeln, als wisse sie Bescheid. Sie rührte sich nicht, um das Feuer zu unterhalten, sie fragte mich nicht, wo ich gewesen war. Ich sagte es ihr auch nicht, und während die Tage vergingen, sprachen wir immer weniger. Die Geister der Toten kamen uns so nah, daß wir schließlich ganz aufhörten zu reden.

Das machte es nur noch schlimmer.

Ihre Namen wucherten in uns, sie schwellen uns bis an den Rand der Lippen, zwangen uns mitten in der Nacht, die Augen aufzumachen. Das Wasser der Ertrunkenen erfüllte uns, kalt und schwarz, stickiges Wasser, das gegen das Siegel unserer Zungen schwappte oder uns langsam aus den Augenwinkeln sickerte. Ihre Namen tauchten wie Eisschollen in uns hin und her. Dann fingen die Eissplitter an, sich über uns zu sammeln und uns zuzudecken. Wir wurden so schwer, heruntergezogen von dem bleigrauen Eis, daß wir uns nicht mehr bewegen konnten. Unsere Hände lagen wie verschwommene Klötze auf dem Tisch. Das Blut in uns wurde dick. Wir brauchten keine Nahrung. Und wenig Wärme. Tage vergingen, Wochen, und wir gingen nicht aus der Hütte, aus Angst, unsere kalten, empfindlichen Körper würden in Stücke brechen. Wir waren schon halb von Sinnen. Ich erfuhr später, daß das normal war, daß viele von uns auf diese Art gestorben waren, an dieser unsichtbaren Krankheit. Manche konnten keinen Bissen Nahrung mehr schlucken, weil die Namen ihrer Toten ihnen die Zunge festzurten. Manche brachen mit den Blutbanden und schlugen am Ende den Weg nach Westen ein.

Aber eines Tages machte der neue Priester, der fast noch ein Junge war, unsere Tür auf. Ein blendendes, schmerzendes Licht flutete herein und umschloß Fleur und mich.

Man habe noch einen Pillager gefunden, sagte der Priester, Fleurs Vetter Moses sei in den Wäldern noch am Leben. Taub, dumm wie Bären in einer Winterhöhle blinzelten wir die schwächliche Silhouette des Priesters an. Unsere Lippen waren ausgetrocknet, klebten zusammen. Wir konnten kaum einen Gruß hervorbringen, aber ein Gedanke rettete uns: Ein Gast muß essen. Fleur bot Pater Damien ihren Stuhl an und legte Holz auf die grauen Kohlen. Sie fand noch Mehl für Gaulette. Ich wollte Schnee holen, um ihn für Teewasser aufzutauen, aber zu meinem Erstaunen war der Boden frei. Ich war so erstaunt, daß ich mich hinunterbeugte und die weiche, feuchte Erde berührte.

Meine Stimme krächzte, als ich zu sprechen versuchte, aber dann, geölt von starkem Tee, Schmalz und Brot, legte ich los und redete. Mich hält so schnell nichts auf, wenn ich erst mal in Schwung komme. Pater Damien sah verwundert aus, und dann argwöhnisch, als ich zu knarren und zu rollen anfang. Ich wurde immer schneller. Ich redete in beiden Sprachen, in Strömen, die nebeneinander herfließen, über jeden Stein, um jedes Hindernis. Der Klang meiner eigenen Stimme überzeugte mich davon, daß ich noch am Leben war. Pater Damien hörte mir die ganze Nacht zu, seine grünen Augen rund, sein hageres Gesicht bemüht zu verstehen, sein merkwürdiges braunes Haar in Locken und gestutzten Zotteln. Manchmal holte er Luft, als wolle er seine eigenen Beobachtungen beitragen, aber ich redete ihn mit meinen Worten in Grund und Boden.

Ich weiß nicht mehr, wann deine Mutter wieder verschwand. Sie war zu jung und hatte noch keine Geschichten oder tiefere Lebenserfahrung, auf die sie sich hätte verlassen können. Sie hatte nur unverbrauchte Kraft, und die Namen der Toten, die sie erfüllten. Heute kann ich sie aus-

sprechen. Sie haben jetzt an keinem von uns mehr Interesse. Der Alte Pillager. Ogimaakwe, Die-die-das-Sagen-hat, seine Frau. Asasaweminikwesens, Wildkirschen-Mädchen. Bineshii, Kleiner-Vogel, auch als Josette bekannt. Und der Letzte, der junge Ombaashi, Er-der-vom-Wind-getragen-wird. Dann gab es noch den anderen, einen Vetter Pillager namens Moses. Er hatte überlebt, aber wie sie später auch von Fleur sagten, wußte er nicht mehr, wo er war, ob hier auf dem Reservat mit den Vermessungsarbeiten oder an dem anderen Ort, dem ohne Grenzen, da wo die Toten sitzen und reden, zuviel sehen und die Lebenden als Narren betrachten.

Und genau das waren wir. Der Hunger machte jeden zum Narren. Früher hatten manche ihr zugeteiltes Land für einhundert Pfund Mehl verkauft. Andere, die verzweifelt durchzuhalten versuchten, drängten uns nun, wir sollten uns zusammentun und unser Land zurückkaufen, oder wenigstens eine Steuer dafür zahlen und das Holzfällergeld ablehnen, das unsere Grenzmarkierungen von der Landkarte fegen würde wie ein Muster aus Strohhalmen. Viele waren entschlossen, den angeheuertem Landvermessern und sogar unseren eigenen Leuten nicht zu gestatten, den tiefsten Wald zu betreten. Sie erwähnten die Führer Hat und Viele-Frauen – heute nicht mehr am Leben –, die sich von der Regierung hatten bezahlen lassen.

Aber in jenem Frühling drangen wie schon früher Fremde und auch einige von uns ins Buschinnere vor. Der Grund war die Vermessung des Sees. Nur traten sie jetzt auf die frischen Gräber der Pillagers, überquerten die Todesstraßen, um die tiefsten Stellen des Wassers zu vermessen, wo das Seeungeheuer, Missheshu, sich versteckt hielt und wartete.

»Bleib bei mir«, sagte ich zu Fleur, als sie zu Besuch kam. Sie wollte nicht.

»Das Land wird verlorengelassen«, sagte ich zu ihr. »Das Land wird verkauft und vermessen werden.«

Aber sie warf ihr Haar zurück und ging weg, den Weg hinunter, ohne etwas zu essen bis zur Schneeschmelze, außer einem Beutel von meinen Zwiebeln und einem Sack Hafer.

Wer weiß, was passierte? Sie ging an den Matchimanito zurück und lebte dort allein in der Hütte, die selbst das Feuer nicht gewollt hatte. Noch nie hatte ein junges Mädchen so etwas getan. Ich hörte, daß man in jenen Monaten für alle vier Parzellen eine Grundbesitzsteuer von ihr verlangte, sogar für die Insel, wo Moses sich versteckte. Der Regierungsvertreter ging raus, verirrte sich dann, verbrachte eine ganze Nacht damit, den sich bewegenden Lichtern und Lampen von Leuten zu folgen, die ihm nicht antworten wollten, sondern nur untereinander redeten und lachten. Sie ließen ihn erst im Morgengrauen gehen, und nur, weil er derart töricht war. Trotzdem verlangte er von Fleur wieder Geld, und als nächstes hörten wir, daß er in den Wäldern lebte und sich von Wurzeln ernährte, mit den Geistern Glücksspiele spielte.

Jedes Jahr kommen mehr, die hier Profit suchen, die mit ihren Schnüren und gelben Fähnchen Linien über das Land ziehen. Manchmal verschwinden sie, und jetzt gibt es nachts draußen am Matchimanito so viele, die mit Stöcken und Würfeln wetten, daß man sich fragt, wie Fleur da schlafen kann, oder ob sie überhaupt schläft. Warum sollte sie auch? Sie kommt ohne so vieles aus. Die Gesellschaft der Lebenden. Munition für ihr Gewehr.

Manche haben so ihre Vorstellungen. Man weiß ja, wie

alte Hühner scharren und gackern. So haben die Geschichten angefangen, all der Klatsch, das Herumrätseln, all die Dinge, die die Leute sagten, ohne etwas zu wissen, und dann auch glaubten, weil sie es mit eigenen Ohren gehört hatten, von ihren eigenen Lippen, Wort für Wort.

Das Gerede von denen, die im Schatten des Lagerhauses des neuen Regierungsvertreters Fett ansetzten, habe ich nie beachtet. Aber ich habe beobachtet, wie die Wagen um die ausgefurchte Abzweigung zum Matchimanito führen. Wenige sind zurückgekommen, das stimmt, aber es waren noch genug, die zurückkamen, hoch beladen mit festen grünem Holz. Von der Stelle, an der wir jetzt sitzen, meine Enkeltochter, habe ich Knarren und Krachen gehört, ich habe gespürt, wie der Boden zitterte mit jedem Baum, der zu Boden schlug. Ich bin ein alter, schwacher Mann geworden, während diese Eiche fiel, und noch eine und noch eine verlorenging, während hier eine Lücke entstand, da eine Lichtung, und das helle Tageslicht hereinfiel.

Sommer 1913
Miskomini-geezis
Himbeersonne

Pauline

Als Fleur Pillager zum ersten Mal in den kalten, glasklaren Wassern des Matchimanito ertrank, war sie noch ein Kind. Zwei Männer sahen das Boot kentern, sahen sie in den Wellen kämpfen. Sie ruderten hinüber an die Stelle, an der sie untergegangen war, und sprangen hinein. Als sie sie über das Dollbord zogen, fühlte sie sich kalt und steif an, deshalb versetzten sie ihr Ohrfeigen, hoben sie an den Fersen hoch und schüttelten sie, bewegten ihre Arme und klopfen ihr auf den Rücken, bis sie Seewasser hustete. Sie zitterte am ganzen Leib wie ein Hund, dann schöpfte sie Atem. Doch nicht lange danach verschwanden beide Männer. Der erste ging in die Irre, und der andere, Jean Hat, wurde vom Wagen seines eigenen Landvermessers überfahren.

Da sähe man es ja, sagten die Leute. Für sie war es sonnenklar. Weil sie Fleur Pillager gerettet hatten, waren die beiden ins Verderben gestürzt worden.

Als Fleur Pillager das nächste Mal in den See fiel, war sie fünfzehn Jahre alt, und keiner rührte einen Finger. Sie wurde ans Ufer getrieben, die Haut ein stumpfes totes Grau, aber als George Viele-Frauen sich hinunterbeugte und ge-

nauer hinschaute, sah er, daß sich ihre Brust bewegte. Dann taten sich ihre Augen auf, klar und achatschwarz, und sie blickte ihn an. »Tritt du an meine Stelle«, zischte sie. Alle stoben auseinander und ließen sie dort liegen, deshalb weiß keiner, wie sie sich nach Hause geschleppt hat. Bald danach fiel uns auf, daß Viele-Frauen sich veränderte, ängstlich wurde, das Haus nicht mehr verlassen wollte und nicht mehr dazu zu bewegen war, sich in die Nähe von Wasser zu begeben oder die Kartographen zurück in den Wald zu führen. Dank seiner Vorsicht blieb er am Leben, bis zu dem Tag, an dem ihm seine Söhne eine neue Blechbadewanne mitbrachten. Als er sie das erste Mal benutzte, rutschte er aus, wurde bewußtlos und bekam Wasser in die Lungen, während seine Frau nebenan in der Küche stand und das Frühstück briet.

Nach dem zweiten Ertrinken hielten sich die Männer auf Abstand von Fleur Pillager. Obwohl sie hübsch war, wagte es keiner, ihr den Hof zu machen, weil klar war, daß Misshepeshu, der Wassermann, das Ungeheuer, sie für sich allein wollte. Ein ganz teuflischer ist der, liebeshungrig und voller Verlangen und verrückt danach, junge Mädchen anzufassen, vor allem die starken, waghalsigen, solche wie Fleur.

Unsere Mütter weisen uns warnend darauf hin, daß uns sein Aussehen gefallen wird, denn er erscheint einem mit grünen Augen, kupferner Haut und einem Mund sanft wie der eines Kindes. Aber wenn man in seine Arme sinkt, sprießen ihm Hörner, Reißzähne, Klauen, Flossen. Seine Beine sind zusammengewachsen, und seine Haut, Schuppen aus Bronze, tönt, wenn man sie berührt. Du bist verzaubert und kannst dich nicht mehr rühren. Er wirft dir eine Muschelkette vor die Füße, weint schimmernde Trä-

nensplitter, die sich auf deinen Brüsten zu Katzensgold verhärten. Er taucht dich unter. Dann nimmt er die Gestalt eines Löwen, eines fetten braunen Wurms oder eines dir bekannten Mannes an. Er ist aus Gold. Er ist aus Strandmoos. Er ist ein Ding aus trockenem Schaum, ein Ding aus dem Tod durch Ertrinken, dem Tod, den kein Chipewa überleben kann.

Es sei denn, du bist Fleur Pillager. Wir alle wußten, daß sie nicht schwimmen konnte. Nach dem ersten Mal dachten wir, sie würde sich jetzt zurückziehen, still vor sich hin leben, damit aufhören, durch ihr Ertrinken Männer umzubringen. Wir dachten, sie würde auf die rechte Bahn kommen. Aber dann, nach ihrer zweiten Rückkehr und nachdem der alte Nanapush sie gesund gepflegt hatte, merkten wir, daß es etwas viel Schlimmeres war. Allein dort draußen schnappte sie über, geriet außer Rand und Band. Sie befaßte sich mit Bösem, lachte über den Rat der alten Frauen und kleidete sich wie ein Mann. Sie ließ sich auf einen fast vergessenen Zauber ein und befaßte sich mit Praktiken, über die wir gar nicht reden sollten. Manche Leute sagen, sie hätte einen Kinderfinger in der Tasche getragen und ein Pulver aus ungeborenen Kaninchen an einem Lederriemen um den Hals. Sie legte sich das Herz einer Eule auf die Zunge, so daß sie nachts sehen konnte, und ging hinaus zum Jagen, aber nicht in ihrer eigenen Gestalt. Das ist bewiesen, weil wir am nächsten Morgen im Schnee oder in der Erde den Spuren ihrer nackten Füße folgten und sahen, wo sie sich verwandelten, wo die Klauen wuchsen, der Ballen breiter wurde und sich tiefer in die Erde drückte. Nachts hörten wir ihren puffenden Husten, den Bärenhusten. Bei Tag machten ihr Schweigen und das breite Lächeln, das sie aufsetzte, um uns in Sicherheit zu